

Einleitung

Im Kopf des Leviathans

Antonio Cassese

Wenn ich mich im Laufe meines Werdegangs auf die Erforschung des Phänomens Krieg konzentrierte, gelangte ich stets an den Punkt, an dem ich es von der Warte des Schutzes der menschlichen Person aus betrachtete und mir einige Kernfragen stellte: Wie lässt sich der Einsatz entsetzlicher und inhumaner Waffen zwischen den Akteuren des Krieges begrenzen? Wie kann man die Konfliktparteien daran hindern, Zivilisten, Alte, Kinder und Kranke zu töten, zu verletzen, zu vergewaltigen oder niederzumetzeln? Was mich am meisten interessierte, war die Frage, wie man den Respekt vor den Menschenrechten im Rahmen eines Phänomens einführen kann, das von vornherein und seinem Wesen nach für jede Form von Menschlichkeit unzugänglich ist?

Tatsächlich hat mich der Krieg schon immer fasziniert, und zwar in zweierlei Hinsicht. Der offensichtlichere und besser erforschte Aspekt ist der Krieg als explodierende menschliche Aggression, die sämtliche Regeln des gesellschaftlichen Lebens hinwegfegt und zur Gewalt des Höhlenmenschen zurückkehrt, dessen Hauptziel darin bestand, den anderen zu überwältigen und möglichst zu töten. Ich wollte verstehen, warum relativ friedliche und kooperative Beziehungen zwischen menschlichen Wesen in kriegerische Gewalt übergehen. Ein vor allem historisch-politisches, aber auch psychologisches Erkenntnisinteresse. Was

sind die subjektiven und objektiven Triebfedern, die die Entfesselung des Kriegschaos verursachen?

Als Jurist interessierte mich der Krieg jedoch auch in anderer Hinsicht: Wie und inwieweit können Rechtsvorschriften ein Minimum an Menschlichkeit in die entfesselte Gewalt bringen? Darum habe ich begonnen, die Genfer Konventionen zu studieren, die zahlreichen internationalen Verträge zum Schutz Verwundeter, zum Gebrauch von Waffen etc. Dann hatte ich das Glück, an der Diplomatischen Konferenz in Genf (1974–1977) teilnehmen zu dürfen, deren Ziel es war, das humanitäre Völkerrecht in bewaffneten Konflikten – wie das Kriegsvölkerrecht heute genannt wird – auf den neuesten Stand zu bringen. Dort hatte ich Gelegenheit, Militärs, Diplomaten und Experten auf dem Gebiet der humanitären Hilfe kennenzulernen. Diese Begegnungen haben mir die Augen geöffnet und mir vieles klargemacht. Auch heute noch interessiere ich mich für Kriegsgewalt, inzwischen jedoch im Hinblick auf Verstöße gegen das Kriegsvölkerrecht und darauf, wie man die Urheber solcher Verstöße bestrafen kann. In wenigen Worten: Ich befasse mich mit Kriegsverbrechen und deren Bekämpfung von Seiten nationaler und internationaler Gerichte.

Ein besseres Verständnis für die Funktionsweise des internationalen Rechts habe ich meiner Ansicht nach erreicht, als ich von der Forschung zu paradiplomatischen Tätigkeiten übergegangen bin (sehr wichtig, weil ich dadurch verstanden habe, wie internationale Beziehungen ablaufen), vor allem aber durch die praktischen Erfahrungen als Mitglied und Vorsitzender des Europäischen Komitees zur Verhütung von Folter und unmenschlicher oder erniedrigender Behandlung oder Strafe. In diesen Funktionen habe ich nämlich Orte aufgesucht, an denen Menschen ihrer Freiheit beraubt wurden, von Polizeikommissariaten bis zu Gefängnissen, von Auffanglagern für Asylsuchende bis zu forensischen Psychiatrien. Ich war dort stets im Kontakt mit Ärzten, Psychiatern und Experten für Strafvollzugssysteme, sodass ich aufregende Erfahrungen gemacht habe, auch weil mir dies den professionellen Austausch mit Nicht-Juristen erlaubte, der gerade wegen deren direkterem Umgang mit den physisch und psychisch leidenden Menschen interessant war. Und die Besuche an Orten, an denen Menschen ihrer Freiheit beraubt werden, haben es mir ermöglicht, mich einer leidenden Menschheit zu

nähern, die ein schreckliches Leben unter manchmal unerträglichen Bedingungen führt.

Tatsächlich bedeutete all dies, den Staatsbegriff selbst, wie er sich seit den Zeiten von Thomas Hobbes und seines mythischen, entsetzlichen Leviathans entwickelt hat, einer strengen Kritik zu unterziehen. Der Staat hat seine Formen und Befugnisse verändert, aber sein Wesen ist im Grunde gleichgeblieben. Mir wurde also bewusst, dass ich, um sein Verhalten und seine Entwicklung in dem kleinen, mir persönlich möglichen Rahmen in Richtung auf neue, akzeptablere Ausdrucksformen in der internationalen Arena lenken zu können, sowohl ein hohes Maß an Realismus als auch die Fähigkeit brauchte, wie der Leviathan denken zu lernen. Nur auf diese Art lässt sich herausfinden, wie dieser Moloch namens souveräner Staat argumentiert, wie er die Dinge sieht, und wie man ihn dazu bringen kann, seine traditionellen Befugnisse immer weiter einzuschränken.

Ich habe also versucht, ins Gehirn des Leviathans einzudringen, um zu verstehen, wie es funktioniert, was ihn motiviert und was seine wesentlichen Triebkräfte sind. Außerdem habe ich versucht, mit seinen Augen zu sehen, um zu verstehen, wie die Macht die Realität wahrnimmt. Ich habe oft an Konferenzen teilgenommen, auf denen neue internationale Verträge zu den Menschenrechten ausgearbeitet wurden, und ich habe begriffen, dass Regierungen im Hinblick auf die Menschenrechte Regeln aufstellen und sie gleichzeitig missachten können. Diese Erfahrungen waren aufschlussreicher, als wenn ich mich durch die kompletten Bestände einer Bibliothek gelesen hätte.

Gewiss, der Leviathan, der Staat, hat verschiedene Gesichter, denen nur die Tatsache gemeinsam ist, dass staatliche Strukturen existieren. Diese sind normalerweise nützlich, weil sie wenigstens verhindern, dass Chaos ausbricht, wie uns der Fall Somalia zeigt, wo Banden und Stämme sich als Herrscher aufspielen. Wenn staatliche Strukturen vorhanden sind, ein Zentrum der Macht, das ein Gebiet kontrolliert und eine Gemeinschaft mit eigener Organisation repräsentiert, für die es garantiert und die Verantwortung übernimmt, ist alles viel leichter: Man hat es mit einem Staat zu tun, mit einem echten Gegenüber und nicht mit unkontrollierbaren bewaffneten Gruppen, mit Terroristen oder parastaatlichen Gruppen, sozusagen mit „streunenden Hunden“. Ohne

Staat wüsste man nicht, an wen man sich wenden soll, um bestimmte Verhaltensweisen einzufordern.

Der Leviathan kann das Gesicht Zimbabwes oder das des Irans haben, er kann aussehen wie Birma, China, Nordkorea – oder wie Frankreich, Großbritannien, die Vereinigten Staaten von Amerika, wie Deutschland, allesamt demokratische Staaten, die nationale Interessen zu vertreten versuchen und sicherlich von der Doktrin nationaler Sicherheit beeinflusst sind, zugleich aber die Bereitschaft zeigen, sich internationalen Wertestandards zu öffnen – die einen mehr, die anderen weniger. Sogar die Vereinigten Staaten von Amerika – derzeit die einzige Weltmacht –, die nicht nur ökonomische und politische, sondern auch strategische Interessen auf internationaler Ebene verfolgen, unterliegen in ihrem Handeln Sachzwängen, die sie berücksichtigen müssen. Sie werden zwar für ihre „Berufung zur Vorherrschaft auf dem Planeten“ kritisiert, gleichzeitig erwarten jedoch viele Staaten genau dies von den USA. Manchmal wird ein weltweiter Anführer in Sachen internationale Beziehungen nämlich als nützlich erachtet.

Der Leviathan zeigt also verschiedene Gesichter, die nicht immer bössartig oder mörderisch sind. Oftmals trägt er das lächelnde Gesicht der Kooperation. Denken wir zum Beispiel an die Länder Europas – dort gibt es Leviathane, die nicht unbedingt gut, aber immerhin doch „gezähmt“ und häufig quasi zur Zusammenarbeit gezwungen sind. Das alte Europa erscheint in vielerlei Hinsicht wie eine Bastion der Menschenrechte, historisch gesehen das erste Beispiel eines Kontinents, der nach Einigung ohne Krieg strebt, ein großes geografisches Gebiet, das die Todesstrafe verboten hat und ein politisches Organ wie den Europarat und eine einzigartige Justizbehörde wie den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte besitzt, ein Vorposten zum Schutz derselben.

Nach diesen Erfahrungen kam ich zu der Überzeugung, dass ich die Auflösung eines großen Knotens in Angriff nehmen musste (selbstverständlich haben schon viele andere über dieses Thema nachgedacht!). Es galt also zu verstehen, warum es so viel Gewalt gibt, vor allem so viel Gewalt von Menschen gegen andere Menschen. Ich mag es kaum laut aussprechen, denn das Problem ist nahezu metaphysischer Natur: Es geht darum, sich dem Problem des Bösen zu stellen. Natürlich besaß ich keinerlei philosophisches Rüstzeug, das mir erlaubt hätte, zu „eigenen“

Entdeckungen zu gelangen. Ich musste mir eine Art „Westentaschen-Philosophie“ zulegen, gestützt von Lektüre: Freud, vor allem sein Briefwechsel mit Einstein über das „Warum“ des Krieges, in dem die psychologischen Wurzeln makroskopischer Gewalt erklärt werden, das heißt die Wurzeln des Krieges. Dann von Spinoza und Kant zu Buber und dem deutschen Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich, Autor bedeutender Essays über die menschliche Aggressivität⁶.

Vor allem aber musste ich „die Erfahrung des Bösen machen“. Schlichter und weniger bombastisch ausgedrückt, musste ich mir zahlreiche Situationen gründlich anschauen, die auf Bösartigkeit und dem Wunsch nach Zerstörung beruhten. Bei solchen Gelegenheiten hat mich die wiederholte Lektüre von Martin Bubers Essay über *Bilder von Gut und Böse* (1952)⁷ sehr getröstet. Generell würde ich sagen, dass Buber Carl Schmitt gegenüberzustellen ist, denn anstatt der Kategorien „Freund-Feind“ benutzt Ersterer die Begrifflichkeiten „Ich-Du“, die seine Idee des Dialogs anstelle von dessen krassem Gegensatz, der Auseinandersetzung ohne Ausweg, wie Schmitt sie befürwortet⁸, zum Ausdruck bringt. Buber will die menschliche Neigung zum Bösen gewiss nicht rechtfertigen, aber er unterstreicht, dass der böse Trieb ein grundlegender Bestandteil der menschlichen Seele sei und dass Aggressivität und das Verlangen nach Überwältigung die Geschichte vorantreiben. Letztlich würden wir ohne diesen gewalttätigen Impuls der Aggression, der Bestätigung des Ich gegenüber dem Anderen, viele Dinge unterlassen, die wir jedoch tun, stellt Buber fest. Ja, wir vernichten den anderen, aber in der Bestätigung unseres Ichs bringen wir etwas hervor. Buber war durchaus bewusst, dass es sich um eine zwar negative, aber zugleich grundlegende Komponente handelt. Selbstredend muss der aggressive Instinkt in einem ausgeglichenen Menschen kraftvoll kontrolliert oder zumindest kanalisiert werden. Buber sagt sinngemäß: Die Aufgabe des Menschen besteht nicht darin, den Drang zum Bösen auszurotten, sondern ihn mit dem zum Guten zu vereinen.

1 Vgl. Alexander Mitscherlich, *Die Idee des Friedens und die menschliche Aggressivität*. Frankfurt a. M. 1959, siehe vor allem S. 9–36 und 107–137.

2 Vgl. Martin Buber, *Bilder von Gut und Böse*. Köln 1952.

3 Vgl. ders., *Ich und Du*. Heidelberg 1983.

Aber ich denke auch an ein Buch von H.G. Wells, *Die Zeitmaschine* (1895), in dem eine Figur eine Maschine erfindet, in der sie in der Zeit reisen kann. Der Protagonist möchte in die Vergangenheit zurück, um Platon zu treffen und mit ihm und anderen großen Persönlichkeiten der Geschichte zu sprechen, aber er legt den falschen Gang ein und findet sich in der Zukunft wieder. Eine Zukunft, in der die Welt gewaltfrei ist, die Menschen sind lieb und sanftmütig, nahezu asexuell geworden; eine Welt, in der getanzt und Musik gehört wird und man sich von stets verfügbaren Früchten ernährt. Der Zeitreisende spürt jedoch, dass es eine kaum wahrnehmbare Angst gibt. Sie kommt von den „Morlocks“, jenem Teil der Menschheit, der in den unterirdischen Bereich verbannt wurde, in dem die Produktion von Materialien erfolgt, die die Welt „oben“ am Laufen halten. Nachts kommen diese Wesen heraus und entfesseln ihre Gewalt, entführen die „Eloi“ und verschlingen sie. Wenn die Vermischung von Gutem und Bösem, die es in jedem von uns gibt, gespalten und auf verschiedene Kategorien von menschlichen Wesen verteilt wird (manche sind nur gut, andere nur böse), landet man bei absurden Beziehungen wie denen zwischen „Morlocks“ und „Eloi“, das zeigt Wells deutlich auf.

Die wirkungsvollste Verdammung des Krieges, der höchsten Form des „Bösen“, habe ich an der Wand einer Zelle im Gefängnis von Scheveningen, einem Stadtbezirk Den Haags, gesehen. Eine ganze besondere Zelle, die mit der Nummer 601. Heute ist sie ein historischer Ort, eine Art nationales Mahnmal. Seit 1945 wurde sie nicht mehr benutzt, obwohl sie sich in einem überfüllten Gefängnis befindet. Jedes Jahr begibt sich die Königin von Holland an diesen Ort, um den Menschen die Ehre zu erweisen, die sich in dieser Zelle aufgehalten haben. Dort nämlich hielt die Gestapo zwischen 1940 und 1945 die zum Tode verurteilten Mitglieder des niederländischen Widerstands gefangen. Sie verbrachten ihre letzte Nacht in dieser Zelle, bevor sie zu den Dünen am nahen Strand gebracht und dort hingerichtet wurden. Diese Zelle habe ich mehrmals besucht, zunächst aus geschichtlichem Interesse, dann jedoch, um still all jener zu gedenken, die wegen ihrer politischen Ideale ermordet wurden. Wenn ich 1994 und 1995 das Gefängnis in Scheveningen betrat, in dem damals das Gefängnis der UN für die Angeklagten des Strafgerichtshofs

für das ehemalige Jugoslawien errichtet wurde, überprüfte ich zunächst den Fortgang der Bauarbeiten, ehe ich einen Abstecher zu Zelle 601 machte. Also, diese Zelle ist voller Inschriften, die die zum Tode Verurteilten hinterlassen haben. Eine davon zitiert auf Französisch vier Verse von Victor Hugo, gefolgt von den Initialen des Verurteilten (E.B.) und einem Datum: „5. Juni 1944“. (Es war ein junger Holländer, der am 6. Juni hingerichtet wurde). Das Zitat lautet sinngemäß: „Seit sechstausend Jahren lieben die streitbaren Völker die Schlacht. Und Gott verplempert seine Zeit, indem er Sterne und Blumen macht!“⁴⁹ Ich stelle mir die Verbitterung des jungen Mannes vor, der diese Verse an die Zellenwand schrieb. Obwohl getrieben von patriotischen Idealen und befeuert vom Hass auf die Nazis, war ihm doch die Absurdität der Tatsache bewusst, dass er sein Leben aufgrund des Krieges verlor.

4 Anm. d. Übers.: Hier die Originalverse: „Depuis six mille ans la guerre / Plaît aux peuples querelleurs, / Et Dieu perd son temps à faire / Les étoiles et les fleurs“. Es handelt sich um die ersten vier Verse des Gedichts *Depuis six mille ans la guerre*, das sich in der Gedichtsammlung von Victor Hugo befindet (1865). In Ermangelung einer Quelle für eine deutsche Übersetzung wurden die Verse selbst übersetzt.

